

Capri

Hörspiel

Personen:

Eine Frau

Ein Mann

Ort der Handlung:

Eine Stadt

I

(Schweres Atmen zweier Menschen, gedämpft währen der ganzen Szene: Rauschen von Regen; von Zeit zu Zeit macht ein Windstoss die Scheiben eines offenen Fensters klirren. Sie seufzt leise, Betttücher werden zurückgeschlagen, ein Licht wird angeknipst, Zigaretten angezündet.)

Er: (rauchend; obschon das Geräusch des Regens bleibt, muss dieser Monolog gedacht klingen.)

Es ist nicht, weil sie oder ich an Heirat gedacht hätten, der Gedanke wäre absurd gewesen. Wir hätten es beide nicht gewollt, nicht gekonnt. Es wäre von vornherein Schritt eines unbegründeten Verantwortungsgefühls gewesen, nicht einmal Vernunfttheirat, alles nur Zueinandergetriebenwerden, vage Angst, sinnlose Flucht. Es wäre unvernünftig gewesen.

Wir waren uns einig: Ab und zu beieinandersein, eine Nacht miteinander verbringen, zusammen alleinsein, dem Regen zuhören. Der Mensch braucht das.

Nebeneinanderliegen, schweigend, rauchend vielleicht; an das denken, was schon wieder auseinandertreibt, oder zurückdenken, vergessen, dass man auf den Morgen wartet, ja, überhaupt vergessen, Gnadenfrist der Bewusstlosigkeit. Der Mensch braucht das.

Darum wohl. Oder weil man während der langen Tage so auf etwas warten kann, auf eine Abwechslung, auf eine andere Modifikation der Leere. Ja, diese Tage sind es, wenn das Hemd am Rücken klebt, wenn alle Uhren stehen, wenn man im Wachtraum seine verdammte Pflicht tut. Oder wenn auf dem Weg zur Arbeit die Ohren im Frost

schmerzen, wenn Weihnachtsauslagen daran erinnern, dass man allein ist, immer allein bleiben wird. Diese Tage sind es, die man nicht ertragen kann ohne den Gedanken, dass noch jemand wartet. Dass noch jemand wartet, der nicht frägt, sondern nur des andern Körper will, für einige Stunden. Ein Mensch, der mir fremd ist, dem ich fremd bin. Im Herzschlag eines warmen Leibes liegt viel Trost, tröstende Wärme, tröstendes Vergessen, irgendwo das Gefühl, geborgen zu sein; sich selbst entflohen zu sein.

Nein, es war nicht Schwäche, dass ich es tat, dass ich oft zu ihr zurückkehrte, in ihre kleine Zweizimmerwohnung, hier oben am Stadtrand. Viel früher hätte man das glücklich genannt, was ich hier war, glücklich auf Zeit, je nachdem: eine Stunde, zwei und für eine Nacht den Herzschlag eines warmen Körpers.

Dabei haben wir nie von Liebe gesprochen. Dieses Wort ist überaltert, lebt nur noch in Schnulzen, in jenen lächerlichen, stets gleich gereimten Assoziationsträgern. Liebe ist eine klinisch tote Floskel, mit Medikamenten für das Herz am Leben erhalten. Die Vernunft ist daran gegangen, Gefühle wie das, was man viel früher als Liebe bezeichnet hätte, endgültig zu verdrängen. Darum haben wir nie von Liebe gesprochen; wir waren wohl zu vernünftig dazu. Ruf mich an, wenn du mich brauchst: Die Ausdrucksweisen der Vernunft sind weniger verpflichtend.

Rendez-vous wie Termine, Geschäftstermine: Um achtzehn Uhr Café Royal oder zwanzig Uhr vor dem Kino so und so oder ich holte sie mit dem Wagen ab, meist schon nachmittags, dann waren wir draussen auf dem Land oder am See. Nicht weiter als Termine, ausgehandelt wie einen Geschäftstermin, lachend am Telefon: Also, bis dann und aufgehängt.

So war das: unverpflichtend, ab und zu ein gemeinsamer Abend, eine nähere Verbindung wäre wirklich absurd gewesen.

Und ich glaubte, dass wir beide gleichermassen trautes Heim und Kindergeschrei fürchten würden.

(Man hört nur noch das monotone Plätschern des Regens, das langsam ausgeblendet wird. Gleichzeitig wird das ebenso monotone Summen eines «distinguierten» Stimmengewirrs lauter: Theaterpause.)

(Klicken eines Feuerzeugs)

Sie: Entschuldigen Sie, würden Sie mir...

- Er: Aber natürlich.
(Erneutes Klicken des Feuerzeugs)
- Sie: Danke. Man braucht nötig eine Zigarette. Der erste Teil hat sich in die Länge gezogen.
- Er: Ich fand ihn zu lang; dabei ohne Höhepunkte, ermüdend.
- Sie: Aber auch ganz witzig.
- Er: Einzelne Stellen vielleicht, aber alles in allem fad, ohne Aussage.
- Sie: Vielleicht kann man die Aussage jetzt noch nicht erkennen.
- Er: Es wäre ein Bruch innerhalb des Stücks, wenn man im letzten Akt plötzlich mehr sehen sollte als bisher.
- Sie: Aber der Abend geht doch mindestens vorbei, mit oder ohne – Aussage. Man wird ganz passabel unterhalten.
- Er: Sie haben wohl recht, mehr braucht es ja nicht, als einen Abend lang unterhalten zu werden.
- Sie: Dabei sind die Schauspieler amüsant, der kleine Dicke vor allem; sein Mienenspiel, als er sagte: Dabei bin ich so allein – wirklich amüsant.
- Er: Finden Sie? Ich langweilte mich. Wen interessiert schon, dass ein kleiner Dicker auch allein ist.
- Sie: Auch?
- Er: Hab ich auch gesagt? Auf jeden Fall soll man über das Alleinsein nicht sprechen. Alleinsein ist eine Frage des Sich-damit-Abfindens, sozusagen Naturgesetz. Unabänderliches an die grosse Glocke gehängt gibt triviale Klänge.
- Sie: Vielleicht hat es ihn erleichtert, dass er sagen konnte, er sei «so allein».
- Er: Wen?
- Sie: Den kleinen Dicken, wen sonst?
- Er: Wen sonst? Den Schreiberling, der sich diese drei Akte einfallen liess. Vielleicht hat es ihn erleichtert, auf dem Umweg der Bühne, dem mehr oder weniger gelangweilten Zuschauer mitzuteilen, dass da noch einer allein sei. Überflüssig.
- Sie: Warum denn überflüssig?

Er: Weil man das weiss, dass da noch einer allein ist. Eigentlich sind ja alle allein und es gibt stets solche, die das fühlen und leider auch stets solche, die meinen, den Mitmenschen darauf aufmerksam machen zu müssen.

Sie: Aber wenn eigentlich alle allein sind, wie Sie sagen, ist es da nicht notwendig, dass man das allen bewusst macht?

Er: Warum denn? Genügt es nicht, dass es jeder irgendwo in sich trägt, dass er eigentlich allein ist?

Sie: Sie können dem kleinen Dicken doch nicht verbieten, dass er sein Elend erzählt, wenn es ihn erleichtert.

Er: Wenn man sein Elend erzählt, ist das ungefähr so, wie wenn man sich mit fremden Federn schmückt.

Sie (lachend) Aber ich bitte Sie! Und überhaupt, der Abend soll ja unterhalten, was hat man davon, wenn man sich über Fragen wie Alleinsein unterhält oder sich gar darüber streitet.

Er: (erheitert) Sie haben recht.

(Ein Klingelzeichen zeigt das Ende der Pause an.)

Sie: Also denn: Der dritte Akt, mit oder ohne Aussage. (Dann, einen Augenblick zögernd) Auf Wiedersehn und danke.

Er: Wofür denn? (kleine Pause) Wissen Sie was, wir trinken nach dem dritten Akt mit oder ohne Aussage einen Kaffee zusammen, drüben im Tea-Room.

Sie: Wenn Sie wollen.

Er: (sich entfernend) Ich erwarte Sie also vor dem Theater.

Sie: (sich entfernend) Gut. Bis dann.

(Geräusche. Sich entfernende Schritte, sich entfernendes Stimmengewirr, langsam ausblenden. In die entstehende Stille: Sich nähernde, schlendernde Schritte auf geteuerter Strasse. Das Geräusch dieser Schritte hält während der ganzen Szene an.)

Sie: Eigentlich muss ich Dir danken: Du hast mich besser unterhalten als der kleine Dicke und das ganze Theaterstück.

- Er: Ich weiss nicht. Vielleicht habe ich mich nur selber unterhalten. Ich habe Dich unterhalten, weil Du mich unterhalten hast. Oder: Unser Zusammensein war unterhaltend. Wohnst du weit von hier?
- Sie: Oben, halb auf dem Berg, am Stadtrand.
- Er: Und du bist zu Fuss?
- Sie: Ja. Ich liebe es, nachts durch die leeren Strassen zu gehen. Manchmal schaue ich die Schaufenster an, Kleidergeschäfte mit Badekleidern oder Pelzmänteln oder sonst was. Ich liebe das, obschon ich nie was kaufe. (Nach einer Pause) Und Du?
- Er: Ich?
- Sie: Wo wohnst du?
- Er: Nicht dort oben, aber wenn Du erlaubst, begleite ich Dich dennoch nach Hause.
- Sie: Gehst Du denn gern durch die Nacht, durch leere Strassen, meine ich?
- Er: Selten; meist habe ich keine Zeit dazu, oder ich gehe schlafen. Ich hasse es, unausgeschlafen zu sein, weil ich dann Kopfschmerzen habe. Ich brauche den Schlaf.
- Sie: (nach einer kurzen Pause) Arbeitest Du denn viel?
- Er: Gerade genug, um mich nicht als untätig bezeichnen zu müssen.
- Sie: (lachend) Ein schöner Beruf.
- Er: Wie man's nimmt. Pflicht, weiter nichts.
- Sie: Vieles im Leben ist Pflicht.
- Er: Es ist schlimm, dass ich Dir nicht widersprechen kann. Aber man hat dann manchmal noch die Abende, an denen man Unterhaltung sucht, und diese abendliche Unterhaltung ist das Erstrebenswerte während des Tages. Dabei ist der Abend durch den Gedanken an den andern Morgen schon am Nachmittag verdorben.
- Sie: Es ist eigentlich wahr: Damit ist das Leben schon umschrieben: Eingeklemmt zwischen Pflicht und abendliche Unterhaltung vergeht die Zeit, wird man älter.
- Er: Es gibt noch die Ferien. Ferien in den Bergen, Ferien am Meer, Ferien in Hotels, Zelten oder gemieteten Chalets; Ferien um auszuspannen, einmal nichts zu tun, zu warten, bis der Mechanismus der Pflicht wieder eingeschaltet wird. Ferien sind wie Fermaten – auszuhalten, aber nicht ewig.

Sie: (plötzlich) Kennst du Capri?

Er: Capri? Wieso Capri? Eine Insel, ein Berg, der aus dem Meer schaut, mehr nicht.
Wieso Capri?

Sie: Einmal werde ich nach Capri gehen; nach Neapel fliegen und mit dem Schiff hinausfahren. Es soll sehr schön sein dort. Warst du schon dort?

Er: Nein; wieso auch? Dieses Capri muss doch vom Tourismus überschwemmt sein. Ich hasse Massenansammlungen von nichtstuenden Menschen.

Sie: Einmal werde ich hinfahren. (Pause)

Er: Weisst Du, eigentlich habe ich das unbändige Verlangen, auf einen Baum zu klettern oder einen Purzelbaum zu schlagen oder – ich weiss auch nicht.

Sie: (lacht) Tu ruhig, was du nicht lassen kannst.

Er: Ach; ich bin doch wohl zu alt dazu.

Sie: Warum aber auch auf einen Baum klettern oder einen Purzelbaum...

Er: Weil jetzt Abend ist und es keine Pflichten gibt, solange nicht wieder die Sonne scheint, darum. Ist das kein Grund?

Sie: Das ist ein Grund. Ein guter sogar. – Wenn wir zu mir nach Hause wollen, müssen wir hier hinauf.

Er: (nach einer kurzen Pause) Na, dann gehen wir.

(Die Schritte entfernen sich. Stille. Ev. musikalisches Intermezzo)

II

(Die Stimme dringt mit viel Hall von weit herüber. Sie klingt in einem grossen, kalten, gewölbten Raum.)

Sie: Auf einer Insel zu sein und kein Boot zu besitzen. Vor einem Berg zu stehen und ihn nicht erklimmen zu können. – Keine Wege, keine Brücken. – Alle Brücken abgebrochen, nie dagewesen; Brücken sind Traumgebilde, Gespenster der Nächte. Unmöglich wegzukommen, eingesperrt von Meeren, Felswänden, reissenden Strömen.

(Weniger Hall) Ich bin in mir selber gefangen, werde nie hinüberkommen zu einem Du. Alle Bemühungen sind Selbstbetrug. Ich kann Dich nicht erreichen, auch wenn ich es mit ganzem Herzen wollte. Es gibt unüberwindbare Hindernisse.

Ich sehe Dich, ich fühle Dich, aber Dein Gesicht ist mir fremd, weit entfernt, im Nebel, Du bist nicht mehr als ein Schattengebilde; gerade in meiner Nähe bist Du entfernt, unendlich weit entfernt, nie erreichbar, – weil es keine Brücken gibt.

Und wenn ich Dir in die Augen schaue, so möchte ich sie Dir auskratzen, um zu sehen, was dahinter ist; es muss doch noch etwas dahinter sein! Vielleicht liegt die Brücke hinter Deinen Augen, vielleicht liegt der Weg aus mir heraus hinter Deinen Augen. (Sehr leise) Aber Deine Augen sind kalt, müde, in den schwarzen Ringen unter den Augen liegt die Verzweiflung darüber, dass die Brücke nicht in Deinen Augen liegen kann – weil es keine Brücken gibt.

(Viel Hall) hast Du es eingesehen? Hast Du aufgehört, nach der Brücke zu suchen?

(Der letzte Satz weit hinten verhallend. Stille. Dann: Veränderte Akustik: Ein kleiner Raum ohne jeden Hall.)

Er: Eigentlich war das Ganze nicht mehr als eine Lappalie, die irgendwann angefangen hat, irgendwann aufgehört hat. Eine flüchtige Bekanntschaft, mehr nicht. Liebe? Freundschaft? Lächerliche Kriterien! Das Unabänderliche nebenbei getan.

(Dass es sich bei dieser Szene nicht um einen Dialog, sondern vielmehr um zwei fremde Menschen handelt, die sich vor einer inneren Instanz zu verteidigen suchen, muss durch Wechsel der Akustik angezeigt werden.)

Sie: Im Theater getroffen, mit ihm Kaffee getrunken, mit ihm geschlafen, letzteres gelegentlich wiederholt. Ich habe mir nicht viel dabei gedacht. Man macht das doch heute so.

Er: Ob ich sie aus einer gewissen Zuneigung zum Kaffee eingeladen habe, damals im Theater? Aber was ist schon Zuneigung? Sie ist nichts als Zueinandergetriebenwerden, und dass sich entgegengesetzt gepolte Magneten anziehen, ist ein rein physikalischer Vorgang.

Sie: Ich hätte nicht mit ihm gehen müssen, damals nach dem Theater, aber man geht oft nur aus Langeweile mit, oder um noch nicht mit sich selber allein sein zu müssen. Es kann sehr ermüdend sein, nur sich selber zu hören. Dabei wäre es wirklich nicht notwendig

gewesen: ich hätte den Kaffee allein trinken können, allein die leeren Strassen mit den Schaufenstern hinaufgehen und allein schlafen können.

Er: Vielleicht hätte ich sie nicht mehr anrufen sollen, nach jenem Abend. Aber sie hatte zu mir gesagt: Ruf mich mal an, wenn du Zeit hast. Und es ist bequem, eine solche Bekanntschaft zu haben, gelegentlicher Anruf genügt, eine Art gegenseitige Prostitution: billig und bequem.

Sie: Am ersten Morgen dann, als wir Kaffee tranken (ich machte an jenen kalten Morgen mit ihm manchmal Kaffee, bevor er ging), am ersten Morgen sagte ich dann zu ihm: Ruf mich mal an, wenn du Zeit hast, und er verlangte meine Telefonnummer; dann ist er schweigend gegangen wie später noch oft: mit dem Gesicht eines Menschen, der sich selber hasst, der sich seine Illusionen zerstört hat und ohne sie doch nicht leben kann – und immer schweigend.

Er: Vielleicht hätte ich ihr einmal sagen sollen, wie ich mich selber sehe, wenn wir draussen waren, auf dem Land oder am See oder einmal nach dem Kino, wenn wir durch die leeren Strassen hinaufgingen zu ihrer kleinen Zweizimmerwohnung, halb oben am Berg, am Rande der Stadt. Ich hätte ihr sagen können: Du bedeutest mir nicht mehr, als mir die Putzfrau im Büro bedeutet, die mich jeden Freitag belästigt. Oder ich hätte ihr sagen können: Wenn du so laut schreien könntest, dass die ganze schlafende Stadt darob erwachte, ich könnte Dich dennoch nicht hören, weil ich taub bin. Aber ich sagte nichts, weil ich Angst hatte, sie könnte mich missverstehen.

Sie: Einmal, als wir von der Altstadt kamen, auf einer Brücke über den Fluss stehenblieben – er hatte seinen Arm um meine Schulter gelegt –, als wir dort standen, ins Wasser hinuntersahen, das sich träge an den Brückenpfeilern entlangwälzte, und schwiegen, da glaubte ich, dass sich jetzt irgendetwas ändern würde, schon geändert hätte oder mindestens noch eine Möglichkeit bestünde, dass sich etwas ändern könnte. Ganz plötzlich schlang ich beide Arme um seinen Hals, presste meinen Kopf an seine Schulter und weinte. Er spürte meine Tränen und ich glaube, er hat mich verstanden. Als er sich von mir löste, tat er es ganz zärtlich, und ganz zärtlich sagte er: Komm, und wir gingen zusammen über die Brücke.

Er: Damals auf der Brücke? Sie hatte sich an mich geklammert und weinte, obschon das nicht ihre Art war. Irgendwo schlugen Kirchenglocken halb neun. Eine Gruppe von Jugendlichen kam über die Brücke und einer rief: Schaut wie romantisch. Ich wandte

mich nicht um. Ich wollte sein Gesicht nicht sehen. Schwätzer sehen alle gleich dumm aus: wie Schuljungen, die man beim heimlichen Rauchen erwischt hat.

Sie: Ich erinnere mich, dass wir an einem heißen Nachmittag im See badeten, dann später lange am Strand lagen und miteinander sprachen. Ich fragte ihn aus irgendwelcher Laune: Glaubst Du an Gott? Und er antwortete nach einigem Überlegen sehr leise: Angenommen, ich glaube an einen Gott, dann ergäben sich für mich zwei Möglichkeiten: Entweder ist die Welt Gottes Hölle oder Gott ist ein Stümper.

Er: Wie lange wir uns trafen, weiss ich nicht mehr. Ein halbes Jahr, vielleicht etwas länger. Einmal sahen wir uns anderthalb Monate nicht. Dann rief ich sie doch wieder an, weil mich etwas zu erdrücken drohte, weil mich eine unendliche Leere langsam erdrosselte. Da rief ich sie wieder an und sie sagte: Ich bleib heut Abend zu Hause, komm doch vorbei. Ich ging dann wieder öfter zu ihr hinauf. Ich konnte sie in jener Zeit nicht verlassen, obschon ich wusste, dass ich sie nie besitzen würde, nie besitzen könnte und wollte.

Sie: Einmal zeigte er sich lange nicht mehr. Er rief mich nicht an und ich konnte ihn nicht erreichen. Ich vermutete, dass er auf eine Geschäftsreise war. Er hatte einmal etwas angedeutet. Ich war nicht glücklich, aber erleichtert, als er dann plötzlich anrief. Ich brauche dich, sagte er, sonst nichts, es genügte ja auch. Ich sagte: Ich bleib heut Abend zu Hause, komm doch vorbei. Und daraufhin sahen wir uns wieder öfter. Es wurde Herbst. Im Park, in dem wir manchmal spazierten, lag viel Laub auf den Wegen und der Nebel hing wochenlang über der Stadt, und ich dachte oft an Capri. An die Insel mit den blauen Grotten, dem malerischen Hafen, dem bunten Treiben auf den Strassen. – Ich war noch nie auf Capri gewesen, hatte wohl einmal in einem Prospekt geblättert.

Er: Wir sahen uns in einem Park das letzte Mal. Es war Herbst. Überall dürres Laub und Nebel in den Bäumen. Wir spazierten mit hochgeschlagenen Krügen und sie wollte mich überreden, mit ihr nach Capri zu reisen. Sie sprach oft von jener Insel, kam nicht davon los, hatte mich aber niemals vorher gefragt, ob ich mit ihr reisen würde. Ich machte Einwände: Warum gerade dieses gottverdammte Capri? Und überhaupt, es war anfangs Oktober, vielleicht noch später. Auch auf Capri musste es Herbst sein, vielleicht ohne Nebel und mit weniger dürrer Laub. Aber Herbst war es sicher, auf Capri.

Sie: Ich hielt es einfach nicht mehr aus. Der Nebel erdrückte mich, und auf Capri schien die Sonne. Ich wusste es ganz sicher. Wieso sollte sie dort nicht scheinen? Ich wusste,

dass sie dort scheinen würde, genau wie im Prospekt, Hitze, die keine Kopfschmerzen macht. – Ich war vernarrt in den Gedanken wegzukommen, wollte alles liegen lassen und fragte ihn nur darum, ob er mitkomme, weil ich den Augenblick auf der Brücke zurücksehnte, in dem ich gefühlt hatte, dass sich noch etwas ändern könnte. Aber er fand den Gedanken, nach Capri zu fahren, absurd, suchte Ausflüchte. – Ich fuhr allein.

Er: Ich glaube, sie ist dann allein gefahren, auf ihre Insel. Wir riefen uns nachher nicht mehr an. Ich habe sie seit jenem Nachmittag im Park nie wieder gesehen.

(Die dumpfe Akustik der letzten Szene geht nach kurzer Stille wieder in die Akustik von II Anfang über.)

Er: In eine Kugel eingemauert – fensterloser Kerker. In sich selber eingesperrt und jede Flucht nur Illusion. Wie furchtbar, jeden Menschen so eingemauert zu wissen, in sich selber gefangen in einem Labyrinth von Mauern. Unmöglich, je eine andere Kugel, Kugel eines Eingemauerten zu erreichen. Wie unmöglich erst, sie zu durchbrechen. Und dies Kugeln kreisen durch etwas, was man Zeit nennen könnte oder Raum oder sonstwie. Welch sinnloser Anblick wäre das, wenn man aus seinem Labyrinth entkäme: Unendlich viele Kugeln mit eingemauerten Menschen – horizontloses Gewoge der Sinnlosigkeit.

(Weniger Hall) Ich bin in mir selber gefangen, werde mir nie entkommen. Alle Bemühungen der Flucht wären Selbstbetrug. Welch schöner Tod müsste es sein, mit dem Kopf in eine Wand zu rennen, gespaltene Schale, gelbliche Masse, Gehirn, vielleicht wäre die Mauer dann durchbrochen.

Und du? Hätte ich Dich heiraten sollen? Wäre das nicht lächerlich gewesen? Heirat ist nichts weiter als Legalisierung des Kinderzeugens. Du weißt es, ich weiss es. Es geht aber nicht um eine solche Legalisierung – lächerliche Gesetze, Produkt von verlausten Perücken und Amtsschimmel: Ein natürlicher Prozess muss nicht mehr legalisiert werden. Der Drang nach Arterhaltung legalisiert sich selber. Darum wäre es so lächerlich gewesen, wenn ich dich geheiratet hätte. Du wusstest es, ich wusste es: Die einzige Möglichkeit ineinanderzufließen liegt unter dem Nabel. Darüber aber liegen die Mauern und Labyrinth, liegen die Meere des Alleinseins. – Und die Menschen leben dennoch: heiraten, zeugen, körperliche Eintracht. Aber nur darum leben sie so glücklich, wie sie sagen, weil sie bis zum Nabel abgestorben sind, in Kugeln gemauerte Mumien mit vitalen Unterleibern. Das ist das Leben, oder was man so Leben nennt.

(Viel Hall) Und dennoch hätte ich Dich heiraten sollen? Du wusstest doch alles? Du kanntest doch den Betrug, den grossen Betrug??

(Der letzte Satz weit hinten verhallend. Stille. Ev. musikalisches Intermezzo.)

III

(Szene: Draussen in einem Park, sich nähernde Schritte. Das Geräusch dieser Schritte hält während der ganzen Szene an, raschelndes Laub.)

Sie: Dieser Nebel; seit Wochen: nichts als Nebel und Kälte.

Er: Es scheint, als habe sich der Nebel endgültig über der Stadt zusammengeballt, dich und grau, jedem Sonnenstrahl wehrend. Aber es ist immer so gewesen, solange ich mich erinnern kann: Jeden Herbst kommt der Nebel, klammert sich an Dächer und Bäume, legt sich auf den Fluss, auf den See, krallt sich an jeden von Menschen gebauten Vorsprung...

Sie: Wie jedes Jahr, aber noch nie habe ich die Endgültigkeit so empfunden wie jetzt. Es liegt dieses Jahr sehr viel Endgültigkeit in dem feuchtkalten, grauen Schleier. Spürst du nicht?

Er: Liegt nicht in jedem solchen Zustand die Endgültigkeit? Könnte nicht jeder der letzte sein? Regnet es, wer sagt, dass es nicht ewig regnet? Das unendliche Rauschen, wenn der Regen in der Nacht in die Bäume fällt, auch das scheint endgültig zu sein, und dann scheint doch plötzlich wieder die Sonne und man glaubt, dass die Sonne jetzt ewig scheinen würde, bis sich am Abend ein Gewitter über der Stadt entlädt.

Sie: Aber dieser Nebel ist nicht wie der Nebel von früher, dieser Nebel ist endgültig. Ich fühle es. Es ist der Nebel, der durch seine Nässe Holzbalken morsch macht, der Brücken zum Einsturz bringt, die niemand je wieder aufbauen wird, niemand mehr aufbauen kann, weil niemand weiss, wo die Brücken stehen. Man weiss gar nicht, dass sie eingestürzt sind, man fühlt es nur: Irgendwo könnte jetzt etwas in sich zusammenfallen, weil der Nebel so lange dauert und alle Verstrebungen morsch macht, das Gebälke ächzt, und dann sind noch die Holzwürmer.

Er: Holzwürmer?

Sie: Ja, Holzwürmer, kleine, eklige Tiere, die sich durch die Balken graben.

Er: Nicht in jedem Balken sind die Würmer.

- Sie: Früher glaubte ich das auch, aber jetzt bin ich nicht mehr sicher. Weisst du, diese Würmer lieben den Nebel, sie lieben nichts so wie den Nebel, dann vermehren sie sich stündlich und graben sich in unendlichen Heeren durch die Balken. Nebel und Würmer unterstützen sich gegenseitig und die Würmer werden immer mehr, bis die Brücke einstürzt und die Würmer mit den Balken durch den reissenden Strom hinuntertreiben.
- Er: Und die Würmer lieben den Nebel wirklich?
- Sie: Ja, sie lieben ihn so, wie ich ihn jetzt fürchte, weil er so viel Endgültiges an sich hat.
- Er: Aber er ist nicht endgültig. Es ist überhaupt nichts endgültig, alles ist vage, unbestimmt, schleierhaft...
- Sie: Man könnte vor dem Nebel fliehen, man kann weggehen, weit fort, irgendwohin, wo die Sonne scheint.
- Er: Wohin denn? Du entfliehst dem Nebel nicht.
- Sie: Auf Capri scheint die Sonne.
- Er: Aber auch auf Capri ist es jetzt Herbst, vielleicht ohne Nebel und mit weniger dürrer Laub.
- Sie: Ja, aber die Sonne scheint doch, dort ist doch noch die Hitze, die keine Kopfschmerzen macht – lass uns hinfahren.
- Er: Nach Capri?
- Sie: Ja, wir fliegen nach Neapel und...
- Er: Aber wie stellst du dir das vor? Wann willst du denn fliegen?
- Sie: Gleich. Jetzt gleich, heute noch. Wir gehen einfach. Und dann nehmen wir uns in Neapel ein Schiff, vielleicht haben wir noch ein wenig Aufenthalt in Sorrent; es soll sehr schön sein, in Sorrent.
- Er: Aber ich kann doch nicht einfach hier weg! Und überhaupt, was soll ich in Sorrent, was soll ich auf diesem gottverdammten Capri.
- Sie: Aber dort ist doch der Nebel nicht.
- Er: Der Nebel wird hier nicht ewig sein. Um Weihnachten wird er sich auflösen, oder im Januar.
- Sie: Nein, er ist endgültig. Ich muss jetzt wegfahren. Wenn ich jetzt nicht gehe, gehe ich nie, und ich ertrage es nicht zu fühlen, dass alle Brücken einstürzen.

Er: (Ärgerlich) Und wenn es die Brücken gar nie gegeben hätte? Was, wenn der reissende Strom nie überquert werden könnte? Vor tausend Jahren nicht und in tausend Jahren nicht?

Sie: Es gibt noch Brücken, weil ich fühle, dass sie jetzt einstürzen könnten.

Er: Aber ich kann jetzt nicht weg und ich will nicht nach Capri, weil ich weiss, dass es unmöglich ist, aus dem herauszukommen, aus dem Du herauskommen willst. Es ist unmöglich – es ist unmöglich.

Sie: Ich fahre dennoch. Noch heute Nachmittag: ich fliege nach Neapel und nehme mir ein Schiff. Ich werde mich in die Sonne setzen, ohne etwas zu tun – und ich werde mir die letzten Brücken retten.

Er: Absurd. Vollkommen absurd.

(Pause. Schritte, die sich langsam entfernen, raschelndes Laub.)

Sie: Du fährst also nicht mit?

Er: (Bestimmt) Nein.

(Die Schritte entfernen sich weiter. Sie werden immer mehr vom Rauschen des Regens übertönt. Wie zu Beginn von I)

Sie (Rauchend, obschon das Geräusch des Regens bleibt, muss dieser Monolog gedacht klingen.)

Es ist nicht, weil er oder ich an Heirat gedacht hätten, der Gedanke wäre absurd gewesen. Es war ja auch Zufall, dass wir uns trafen, Zufall, dass wir uns wiedersahen, dass wir die Abende gelegentlich miteinander verbrachten, es war alles Zufall. Wir blieben uns auch immer fremd, kannten uns kaum; wenn wir uns brauchten, riefen wir uns an, gelegentlich. Wenn wir Zeit hatten, trafen wir uns – belanglose Gespräche, wir erzählten uns nicht einmal, was wir während der langen Tage taten. Ich habe heute noch von seiner Arbeit kaum eine vage Vorstellung. Während der ganzen Zeit hatte ich nur seine Privatadresse, er erreichte mich auch nur, wenn ich zu Hause war. Es war Zufall, wenn wir uns erreichten. Es war alles Zufall. Es ging uns auch gar nicht darum, den andern kennenzulernen, es ging nur um die Augenblicke der Leere, in denen man einen andern Menschen braucht. Es ging um jene Augenblicke des Spätherbsts, in denen alles nach gefallenem Laub riecht, in denen leere Schuhe unendlichen Alleen durch Berge gefallenem Laubs folgen, in denen das Sonnenlicht hämischem Grinsen

gleich, in denen man wohl weinen möchte, aber keine Träne findet, weil es schon lange zu kalt geworden ist für eine warme Träne. Sie würde anfrieren, entlang der Augenlider – vereiste Augen.

Es gibt solche Augenblicke. Und deshalb suchte ich den Zufall, ihn wiederzusehen, seine Berührung zu spüren; um mich an seine Schulter zu flüchten, die mir doch nur Schulter war, zu irgendeinem Fremden gehörend, gefühllos, aber warm, fremd, aber tröstend.

Darum waren wir manchmal zusammen. Nie hätte ich mir eingestanden, ihn wegen etwas anderem als der Flucht vor der Kälte anzurufen. Zusammen musste man doch den Spätherbst nicht fürchten, nicht den Geruch von faulendem Laub und nicht die endlose Allee mit den leeren latschenden Schuhen. Man war dann in einen Mantel gehüllt, wohl rauchte der Atem, aber man fühlte doch eine Hand, einen Arm auf der Schulter, manchmal seine Lippen, ein flüchtiger Kuss auf die Wange, und später ging man in ein Café.

Darum wohl. Nie hätte ich mir eingestanden, dass ich ihn brauchte, brauchte, wie ich die Zigarette brauche, brauchte, wie man sanftes, süßes Gift braucht, das man unbewusst schlürft und doch später nicht mehr davon loskommt.

Und sein Gesicht war am Morgen so kalt, so hart, wie versteinert, dass ich vergass, dass vor dem Morgen eine Nacht gewesen war. Müde und zerschlagen sah er aus, mürrisch, aber vor allem müde und unendlich traurig, und ich wusste, dass ich ihm nicht helfen konnte, dass er mir nicht helfen konnte. Wir mussten uns immer beeilen, denn wir standen stets zu spät auf. Manchmal machte ich noch Kaffee, den wir im Stehen tranken; dann musste er gehen, ich war auch spät dran – der lange Tag begann. Irgendwann dann sein Telefonanruf, oder ich rief ihn an; oft hatte er keine Zeit, und später einmal trafen wir uns wieder, wie zufällig.

Und ich wusste nichts von dem sanften, süßen Gift, das in der Wärme seiner Schulter lag.

(Gedämpft das monotone Rauschen des Regens, das ganz langsam ausgeblendet wird.)

(16.-22.5.1974. – Transkription und redaktionelle Überarbeitung: 7., 9. + 27.1.2021)